

111

Cesarine.

(Nachdruck verboten.)

Von Jean Richepin. Uebersetzt von G. L.

Man thut etwas Gescheidteres; man schreit überhaupt nicht und gehorcht. Improvisirte Adjutanten rufen zum Appell. Fouriere nehmen Kenntniß von den Plätzen, wo man sich hinzulegen hat. Es bilden sich Sektionen, Züge, Kompagnien und selbst Regimenter. Es sah aus, als wenn ein Knäuel sich von selbst rasch entwirrte. Ich kann nicht umhin zu denken:

„Wie schade, daß der Kapitän nicht da ist. Er würde schon sehen, daß wir keine Armee von Zivilisten sind, wenn wir nur Führer haben!“

Kein Mensch läßt sich eine Widersehllichkeit zu schulden kommen. Donnerwetter, giebt es denn nicht auch frisches Fleisch, wenn man gehorcht? Und als ob auch noch die am längsten Zögernden zur Unterwerfung aufgefordert werden sollten, läßt ein Horn, vielleicht das von heut morgen, von neuem seinen freudigen Klang erschallen:

„Katatata! Katatata!“

Ja, wie schade, daß der Kapitän nicht mit uns ist! Wie soll ich jetzt darauf rechnen, wo und wann ich ihn wiedersuchen werde, um ihn über die zahlreichen quälenden Räthsel zu befragen?

Da das Freikorps, dem ich angehörte, zur Garnison von Besançon gehörte, mußte ich mich nach der Stadt begeben. Ich wartete bis zum folgenden Tage, ehe ich dem Befehle Folge leistete. Ich vermuthete wohl, daß der Kapitän, nachdem er seinerseits und vor uns seine Instruktionen empfangen hatte, sich sogleich nach dem Bestimmungsort seiner Mobilgarden begeben hätte. Aber ich hegte die unbestimmte Hoffnung, daß er sich vielleicht auch noch in Besançon aufgehalten habe und in diesem Falle den Gedanken gehabt haben könnte, nach Chapaiz zu kommen, wo er mich einquartirt wußte.

Da er dabei von seiner Marschlinie nicht abzuweichen brauchte, so würde es ihm keine Umstände machen, bei mir vorzusprechen, um mir noch einmal die Hand zu drücken; was überdies ganz natürlich wäre, da wir von nun an getrennt waren. Aber meine Hoffnung und meine Erwartung war umsonst. Offenbar hatte er es vorgezogen, mich nicht aufzusuchen, weil ihm die Erinnerung an unsere letzte Unterhaltung lästig war. Ich kehrte also nach Besançon zurück, ohne den Kapitän wiedergesehen zu haben.

Meine Neugier wurde immer größer, zumal ein neues Zusammentreffen nicht leicht zu veranstalten war. Nach meinen Informationen mußte das Regiment des Kapitäns in Auxon-Dessous, einer kleinen, etwa 6 Meilen entfernten Stadt, liegen. Aber alle Truppen hatten strengsten Befehl, in ihren Kantonnements zu verbleiben. Andererseits öffneten sich die Stadthore keinem Soldaten, abgesehen davon, daß er in dienstlicher Angelegenheit die Stadt verlassen mußte. Ich war entschlossen, in Zivilkleidung aus der Stadt hinauszuweichen und schrieb dem Kapitän, um ihm meinen Besuch anzuzeigen. Aber ohne Zweifel hatte er meinen Brief nicht empfangen, denn ich blieb ohne Antwort.

Unterdessen ereignete sich das selbstmörderische Unternehmen Bourbaki's. Ich hätte die daraus resultirende allgemeine Bestürzung benutzen können, um mich nach Auxon-Dessous zu schleichen, denn alles was der Vater Roland reorganisiert hatte, war plötzlich von neuem außer Hand und Band gerathen, alle Ordnung war durchbrochen, die Disziplin ein leerer Schall. Aber ich hatte nicht den Muth dazu, da ich selbst zu sehr von der allgemeinen Niedergerichtigkeit mit ergriffen wurde.

Dann fand der allgemeine Rückzug nach der Schweiz statt, an den sich nur die zur Besatzung der Stadt gehörigen Truppen nicht beteiligten. Ich blieb in der Stadt, während das Gros der Armee wieder in die Abenteuer der Flucht hineingezogen wurde. Der Zusammenbruch, der sich einen Augenblick an dem Felsen Besançon aufgehalten hatte, nahm seinen unaufhaltbaren Lauf. Der Kapitän wurde mit den anderen von der wilden Flucht mitgerissen. — Wo ihn finden? Wo ihn aussuchen? Selbst wenn ich ihm das Leben hätte retten wollen, um ihm meine Dankes-

schuld abzutragen, ich hätte es nicht vermocht. Au stärkere Gründe als an den einfachen Wunsch meine ungestillte Neugier zu befriedigen, dachte ich gar nicht. Ohnehin überstürzten sich die Ereignisse und ließen mich an nichts anderes denken, als an das furchtbare Zueinandergreifen des Betriebes, in das ich wie alle Welt hineingerathen war. Der Zusammenbruch vollendete sich in Glend und Schande, in dem Stranden einer auseinander geflossenen Masse an der Grenze; unsere letzte Armee war zurückgeworfen und wurde von dem Boden ausgespien, den sie nicht zu vertheidigen vermocht hatte; der Waffenstillstand trat ein, die Freischaren wurden aufgelöst und in einer demüthigenden Prozession legten wir unsere Waffen wieder in den Arsenalen nieder. Dann folgte der Wirrwarr der politischen Wahlen, die unter den Blicken des Feindes vollzogen wurden; Das Familiendrama, das zwischen dem Kapitän, Paul und Cesarine spielte, trat für mich zurück, zerfloß ins Leere, erschien mir armfelig und bedeutungslos unter der Lösung des gewaltigen politischen Dramas, das alle Herzen vor Schmerz aufstöhnen ließ. —

VII.

Und doch dachte ich an nichts als an dieses Familiendrama, das ich schon in die Vergessenheit gesunken glaubte, als ich von dem „18. März“ hörte und ausrief:

„Eine Revolution! Ich will eine Revolution sehen!“

Offenbar war das Zauberwort: „Revolution“ der Funke, der in mir den Wunsch entflammte, nach Paris zu gehen. — Der Wunsch eines Kindes, den das Unbekannte lockt. Aber auch zugleich der Wunsch eines abenteuerlustigen Mannes, der sich nach Bewegung sehnt, dem die träge Mühseligkeit, in der man gegenwärtig stagnirte, weil man von allen Nachrichten abgeschnitten, weil man fern von dem Centrum war, wo sieberhaft der Herzschlag des Volkes pulsrte, unerträglich geworden war. Schon lange hatte ich ein schmerzliches Bedauern darüber empfunden, daß ich der seit zwei Monaten schon fast zur Sage gewordenen Belagerung von Paris, von der ich so gern brennende und stolze Erinnerungen bewahrt hätte, nicht hatte bewohnen können. Oh, diesmal wenigstens würde ich das Schicksal der großen Stadt theilen können. Nichts, was auch immer es sei, sollte mich daran verhindern.

„Eine Revolution! Ich will eine Revolution sehen!“

Aber gleichzeitig, und fast ebenso drängend war meine Neugier wegen des Räthsel, das ich nicht hatte lösen können, wieder erwacht. Und für die offenbare Thorheit meiner Abreise legte ich mir die sonderbare Selbstentschuldigung zurecht: „Da unten würde ich Paul und Cesarine treffen und würde endlich alles erfahren.“

Nur daran dachte ich auf der langen Fahrt, weit mehr als an die Revolution. Oder besser gesagt: Durch eine seltsame Ideen-Assoziation verschmolzen in meiner Vorstellung diese Geschichte und die Revolution mit einander. Ich bildete mir ein, daß zwischen dem Volksdrama und dem Familiendrama ein geheimnißvolles Band bestehen müsse, wie wenn die Auflehnung Paul's nur ein besonderer Fall in der Auflehnung des Volkes gegen die Regierung sei.

Diese seltsame Vorstellung hatte sich während der Reise in mir bis zu dem Grade verstärkt, daß es mir bei der Ankunft in Paris erschien, als ob ich nur zu dem einzigen Zwecke gekommen sei, Paul und Cesarine aufzusuchen.

Das lag auch wohl daran, daß mir die Revolution weniger schrecklich und großartiger erschien, als ich sie geträumt hatte, Ich erwartete düstere Gesichter, Barrikaden, wildbrüllende oder beängstigend schweigende Volkshaufen zu erblicken. Hatte denn die Bewegung nicht mit der Hinrichtung der beiden Generale auf dem Montmartre eingesezt? Hatte denn diese Bluttat nicht eine furchtbare Erbitterung angekündigt? War denn Paris nicht in der Hand von zweihunderttausend wüthender Inzurgenten? Ich hatte mir eingebildet, in einer wilden Stadt gelandet zu sein, die von Bajonetten starre, die nach Pulver und Blut roch. — Und ich kam in eine Stadt, die in Feststimmung war.

Und da war nicht, wie in Besançon, ein grauenhaft abstoßendes Fest zu sehen, eine Pause in der Flucht, nur der wilden Ausschweifung gewidmet, das Lohwabohu einer Soldateska, die sich mit verzweifelter Wuth auf ein Fest-

gelage stürzte! Nein! Das war ein lachendes, heiteres, fast leichtsinniges Fest. Niemals war mir Paris in besserer Laune erschienen.

Barrikaden, — keine Spur davon! Ein Volk in Waffen, — man merkte kaum etwas davon! Man sah wohl zahlreiche Leute in Uniformen, das ist richtig; aber die Bayonnette steckten in der Scheide und die Gewehre hingen am Riemen über der Schulter. Man hätte sagen können, daß das nicht Soldaten seien, die im Begriffe ständen, sich zu schlagen, sondern Jäger, die von einem Massenanszuge unverrichteter Sache zurückgekehrt seien, und sich nun heiter und ihren Mißerfolg selbst veripottend mit einem kleinen Spitz getrübet haben. Offenbar hatte niemand etwas Böses im Schilde und verlangte nichts, als nur in Ruhe gelassen zu werden. Vielleicht gäbe es in den oberen Vorstädten in den Kasernen, in den Mairien, im Hotel de Ville noch eine andere Armee von strengem, schrecklicherem Ansehen mit der Patronentafel an der Seite und schwarzen Horn in den Augen; aber hier, hier gab es in der That nichts als Vergnügen.

Um die Juli-Säule herum ging es zum Beispiel ganz patriarchalisch zu. Hier machte man die Revolution in Familie. Große Nationalgardisten hielten Maulaffen feil und gingen Arm in Arm mit ihren sonntäglich geputzten Frauen, die ihre Kinder hinter sich her zogen. Viele trugen die kleinen Bürger Hundepack auf ihren Schultern.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

— Es war einmal ein Schulmeister. Ein Sommer, braver Landschulmeister. An einem schönen Sommertage, an dem er keine Schule zu halten hatte, machte er eine Wallfahrt. Nicht mit einer großen Prozession. Er ging allein; nur einen kleinen Barichen, den Sohn einer Verwandten, hatte er mitgenommen. Zur Saule gehörten einige Morgen Feld und eine kleine Wiese mit einem Tümpel, die etwa eine halbe Stunde vor dem Dorfe am Bach lag. Der Lehrer war einer jener Katholiken, die Erwerbstätigkeit sehr wohl mit ihrer Frömmigkeit zu vereinigen wissen. Als er nun so dahinwallfahrte, mußte er an seine Wiese denken und an den Mäher, der gesagt hatte, es sei auf dem kleinen Fleck wieder nichts gewachsen wie saneres Gras, an dem sich die Kühe die Zunge gerissen, und der Tümpel sei völlig überwachsen mit Binsen und Kalmus und Wasserrosen. Und er wollte sich überzeugen, sprang mit seinem jungen Begleiter über den Bach und sah. Und er sah und rieb sich die Augen. In ersten Augenblicke glaubte er, er sei gar nicht auf seiner Wiese. Dann betrachtete er die Umgebung genauer, und dann wußte er, daß er sich doch nicht irrte. Aber wie sah der kleine Teich aus! Binsen und Kalmus und Wasserrosen waren verschwunden, wie ausgekratzt erschien die Mulde, bis auf den Grund, von dem Lustbläsen aufstiegen, konnte man sehen, und der ganze Tümpel wimmelte von Fischen. Feisten Karpfen, handhoch waren sie und schier wie ein Arm so lang. Ein Seufzer, der halb nach Resignation, halb nach Befriedigung klang, entfuhr dem Lehrer, dann fand die Wallfahrt ihre Fortsetzung. Es wurde merkwürdig wenig gebetet an diesem Tage. Um so hartnäckiger stritten sich im Haupte des Mannes die Gedanken. Wo kamen die vielen Fische her? War das eine Versuchung des Bösen oder hatten sie Fischdiebe in den Tümpel gebracht? Oder...? Die ganze Gemeinde wußte, daß der Schulmeister gern Fische aß, wenn sie nichts kosteten. Nun, vielleicht hatte sich doch einmal das harte Herz eines Bauern erweicht, er hatte von seinem Ueberfluß in den Schülerteich gethan, dem Lehrer aber nichts davon gesagt, damit dessen Ueberraschung um so größer sei. Der Schulmeister überlegte hin, er überlegte her; ins Kleine konnte er nicht kommen. Als er am Abend wieder an der Wiese vorbeikam, schaute er verklärten Angesichts hinüber und flüsterte: „Morgen!“ Am andern Tage in aller Frühe stand der Schulmeister am Tümpel. Aber der ganze Segen war verschwunden. In dem klaren Wasser wühlte ein Fischchen hin und her, ein „Schneiderlein“ nur, kaum so lang wie ein Finger. Da that der Enttäuschte den Mund auf und sagte: „Sei es!... Und es war doch eine Versuchung!... Wie bin ich froh, daß ich ihr nicht unterlegen!...“ In diesen Schulmeister und seine Versuchung mußte ich denken, als vor acht Tagen die Blätter von Herrn Miquel zu schreien begannen. Von einem Vizekaiser trompeten sie oder wenigstens von einem Reichsvizierich. Miquel hie, Miquel da! Miquel in allen Gassen, Miquel auf allen Sinnen! Man erdachte neue Nemer und befehnte damit den Mann, von dessen Augen einst Bismarck behauptet hatte, ihnen fehlte die pupillarisched Sicherheit. Und als die Zeit vergangen, als die Woche herum war, was hatte sie dem Gefeierten gebracht? Nichts als eine kleine Vizepäsidentenschaft im Staatsministerium. Sei es! mag auch er sich denken. „Schneiderlein“ sind auch Fische. Was nicht heute ist, kann morgen werden. Und gutgelaunt schnippt er wohl mit den Fingern und singt, Falsch natürlich, das alte, liebe Lied: „Heut, morgen, fisch ich mein'n Teich, mein'n Teich, heut, morgen, fisch ich mein'n Teich. Ueberm Damm, unterm Damm,

Klaub' ich meine Fischlein zusamm', heut, morgen fisch ich mein'n Teich...“

Die Herren von Böttcher und v. Marschall haben ausgefischt. Dem Einen aereht's der Herr im Schlafe, dem andern wird's genommen. „Diese beiden Burschen wenigstens sind wir los“, soll eine hochgeheilte Persönlichkeit in einem Briefe an den großen Literaturkenner v. Köller von den beiden gegangen wordenen Ministern gesagt haben. Die Wendung ist so fein, daß sie in eine Wolff'sche offiziöse Depesche paßte. Vielleicht verleiht sie auch das trotzige „Zukunfts-Buberl“ seinem berühmten Zitatenschatz ein. Herrn v. Pobjelski ist gegeben worden. Als er von der Armee abging, regierte er eine Brigade. Künftig wird er eine Armee von 148 000 Mann kommandiren. Es sind zwar „nur“ Pöstschweden, aber die Menge thut es. Man hat gegen diese Ernennung gemaukt und sich auf den Spruch berufen: „Was versteht der Bauer vom Gurkenfalat.“ Mit Unrecht. Schon der alte Orenitierna hatte herausgebracht, daß zum regieren der Welt wenig Verstand gehöre. Die deutsche Reichspost ist nicht die Welt, nicht einmal die halbe Welt. Soll man die Regierenden hindern, wenn sie an einem weithin leuchtenden Beispiel beweisen wollen, wie leicht ihr Gewerbe zu erlernen ist? Ich habe heute meinem Wildmann eine tiefe, eine sehr tiefe Verbeugung gemacht. Weiß man's denn? Kann man's denn wissen? Vielleicht ist der Mann schon in vierzehn Tagen Präsident des Oberkirchenrathes und nimmt mich als Sitzungs-Protokoll-Wahrer-Anwärter in seine Dienste.

Freilich, manchmal kostet das Regieren sehr viel Schweiß. Herr Faure kann davon ein Lied singen. Seit zwei Jahren plagt er sich nun damit, aber immer noch hat er's nicht weg. So weit ihm die Polizei dabei helfen kann, geht es ja wie geschmiert. Aber die Polizei kann auch nicht alles. Sogar Frau Faure leidet unter dieser Thatsache. Als der besseren Hälfte des Präsidenten sollte ihr doch überal der Vorrang gehören. Aber da kommt die Wittwe Carnot's, seht sich bei allen offiziellen Festlichkeiten stets auf den ersten Platz und läßt es darauf ankommen, daß man sie wegwinkt. Ist das nicht ein Skandal? Könnte einem da nicht die Galle platen? Wie, wenn nun auch Cosimir's Frau auf denselben Geschmack läme? Aber das ist noch nicht alles. Jüngst traf das alte Sigel, den Prinzen Sagan, der für die ganze männliche „Gesellschaft“ die Kravattenfarbe und den Hofenschnitt angiebt, der Schlag. Sofort stellte sich Herr Faure als Landesvater im Palast des Prinzen ein und dokumentirte durch seine Unterschrift, daß er das Unglück bedauere. Kam da nicht der Polizeipräsident Lepine gleich hinterher, schrieb seinen Namen auch in das Buch und wahrte dabei nicht einmal den vorgeschriebenen Abstand von zwanzig Zentimetern? Was nützt da ein gut angewachsener, mit Goldfäden überladener Spitzreiter, wenn selbst ein Polizeipräsident nicht einmal dem Hofzeremonien und der Etikette Brachtung schenkt? Da könnte einem die Lust, zu dem gekrönten Bruder nach Rußland zu reisen, ja reinweg vergehen. Umjomehr, da auch die Präsidenten der Kammer und des Senates die Partie mitmachen wollen. So eine Annahmung! Sind denn das Herricher? O, es ist wirklich bitter. Da plagt man sich jahrelang mit dem Regieren, und dann werden einem noch, wenn's schief geht, die paar elenden hunderttausend Franks verweigert, die man zu einer kleinen Sommerreise nach Petersburg braucht!

Milan, der Serbe, hat das Regieren nie verstanden. Nicht einmal den König in partibus konnte er wenigstens halbwegs anständig spielen. Er war zu leiederlich. Jetzt ist er vollständig unten durch, und nun macht er es wie jene „verunglückten“ Kavallerie-Offiziere, die zum Schluß als Stallmeister untertrichen. Vom König zum Pferdezauber könnte man die Notiz überschreiben, die gegenwärtig durch die Blätter läuft. Sie lautet: „Erlaubt Milan will, wie aus Paris gemeldet wird, in Wien einen großen Rennstall gründen. Die nöthigen Fonds will eine Gruppe von Finanziers geben.“ Ob nicht der eine oder andere seiner antirenden „Vettern“, wenn er dies liest, die Hände über den Kopf zusammenschlägt und sagt: „So ein Kerl!... Eine Schand ist's für's ganze O'werk!“...“

Die höchsten Gebirgsbahnen.

Bei weitem die höchsten Berggipfel und Pässe, welche bis jezt von der Schiene unterjocht sind, verdanken ihre Befahrbarkeit nicht dem Seile oder der Zahnstange, sondern der glatten Adhäsionsbahn, auf welcher man der Lokomotive anfangs kaum zutraute, einen mächtig schweren Zug durch die Ebene fortzubewegen. Die höchste Seilbahn aller Gebirge ist nach einer Zusammenstellung der „Köln. Volkszeitung“ bis jezt diejenige auf das Stanserhorn am Vierwaldstätter-See, welche auf 1850 Meter endigt. Unter den bekannten Zahnradbahnen wird diejenige des Pilatus durch die Rothhorn-Bahn übertroffen, die sich auf 2250 Meter, also fast 200 Meter höher, erhebt. Die Zahnradbahn des Monte Generoso mit 1600, die Rigi-Bahnen mit 1750 Metern kommen ihnen am nächsten. Von größeren Verkehrslinien steigt die bosniisch-herzegowinische Staatsbahn vom Meerespiegel der Adria mittels der Zahnstange bis auf 880 Meter an, um sich dann bis Serajewo um 200 Meter wieder zu senken. Bedeutend höher klettert auf ihrer mit der Zahnstange belegten Fochstrecke die Bahn Vorderberg-Eisenerz, die bei Prebischl 1200 Meter erreicht. Einfam und wenig gefaunt sieht unter allen diesen niedrigen Zahnradbahnen die Ausfichtsbahn auf den östlichen Grenzpfiler der Felsengebirge, den 4400 Meter hohen Pikes Peak. Da sie erst in 2500 Meter Höhe beginnt und

den riesigen Bergkoloß an breiter Flanke, in durchaus gemächlichen Bindungen erklimmen kann, so übertrifft sie beispieelsweise die Pilatusbahn nur wenig in ihrer Gesamtsteigung, während sie an Steilheit, Kühnheit der Anlage und landschaftlicher Schönheit weit hinter ihr zurückbleibt. Im ganzen verschwinden jedoch die mit dem Zahnrad oder Drahtseil erklimmten Gebirge sowohl der Zahl als Bedeutung nach gegenüber denjenigen, welche von der Adhäsions-Lokomotive auf gewöhnlichen Schienen, und nicht zu touristischen Zwecken erstellet werden, sondern weil die betreffenden Berge als verkehrshindernisse genommen werden mußten. An mehr als 30 Stellen übersteigt die zahnlöse Schiene Gebirgsjochs von mehr als 1000 Meter, an acht Stellen (bald werden es neun sein) gelangt die Reibungs-Lokomotive höher als 3000 Meter, in zwei Fällen werden 4000 Meter bei weitem und auf lange Strecken überschritten. Die letzteren Bahnen gehören den peruvianischen Andes an, wo die Schienen der Südbahn sich 210 Kilometer lang in die Höhe bewegen, welche dem Bernina (4000 Meter) gleichkommen, die Pabböhe der Bahn, bevor sie sich zum 3800 Meter hohen Titicaca-See senkt, liegt in der Höhe des Matherhorns, 4470 Meter hoch.

Die peruvianische Zentralbahn, die von Lima zu den Quellen des Amazonas hinübersteigt, gipfelt im Galera-Tunnel, der mit 4774 Meter nur 36 Meter niedriger liegt, als die Spitze des Montblanc. 20 Kilometer weit laufen ihre Geleise in Höhen, welche das Matherhorn überschreiten. Die chilenisch-bolivianische Bahn Antofagasta-Ordro, welche ebenfalls die Anden übersteigt und am Titicaca-See Anschluß an die Zentralbahn von Peru findet, erreicht nirgends 4000 Meter, aber ihr Scheitelpunkt geht immerhin noch 160 Meter über den Gipfel des Großglockner hinaus. Diesen südamerikanischen Gipfelpunkten des Welteisenbahn-Netzes, denen sich bald die chilenisch-argentinische Ueberlandbahn mit der vierten Andes-Kreuzung zur Seite stellen wird, kommt in weiten Grenzen keine andere Gebirgsbahn gleich. Selbst die höchste Linie des nordamerikanischen Kontinents bleibt 500 bis 1000 Meter hinter ihnen zurück. Am höchsten sind hier die Linien der Denver und Rio-Grande Eisenbahn, auch landschaftlich die schönsten Nordamerika's, angelegt. Ihre Stammlinie erreicht im Tenn-Paß 3120 Meter, und ebenso hoch steigt in ihrem Gipfelpunkte Lizard Head die Rio-Grande Südbahn empor. Die hauptsächlich dem Touristen- und Lokalverkehr der Felsengebirge dienenden Abzweigungen der Stammbahn, deren riesige Schleifen ohne Tunnel, aber mit traumenerregenden Kurven, das Gebirge überklettern, gehen bedeutend höher. So werden 3300 Meter im Marshall-Paß, 3450 Meter im Fremont-Paß erreicht und mehrere andere von der Schiene beherrschte Pässe bewegen sich ungefähr in 3000 Meter Höhe.

Auch die großen Bahnen des Berglandes Mexiko erklimmen auf glatter Schiene achtunggebietende Gebirgsjochs, und wenn ihre absoluten Höhen nicht ganz diejenigen der vorgenannten Linien erreichen, so ist dafür zu bedenken, daß sie, gleich den südamerikanischen Andesbahnen, am Meerespiegel beginnen, während der Fuß der Felsengebirgslinien 1500 bis 2000 Meter hoch liegt. So braucht die mexikanische Inter-ozean-Linie nur 200 Kilometer, um von Vera Cruz aus ihren Hauptpaß, Las Vigas in 2415 Meter Höhe, zu erreichen. Von Puebla läuft diese Linie in 2160 Meter Höhe mit der Südbahn, die vorher ebenfalls schon höhere Pässe überschritten hat, zusammen, und die vereinigte Linie steigt dann im Innern des Landes bis zu 2740 Meter an. Von den großen nordamerikanischen Ueberlandbahnen übersteigt nur die Union-Pacificbahn mit dem 2500 Meter hohen Sherman-Paß das zweite Tausend, dem sich die kanadische Linie mit 1900 Meter nähert, auf der Northern Pacificbahn werden 1700 Meter nicht überschritten. Wie winzig aber erscheinen, neben diese amerikanischen Eisenbahn-Bauten gestellt, die Höhererstreckungen unserer kühnsten Alpenüberschreitungen. Die Brennerbahn übersteigt mit 1370 Meter in den Alpen den höchsten, der Lokomotive unterworfenen Paß, auf 1300 Meter steigen die Bahnen des Mont Genis und des Aelberges an, auf 900 Meter die Semmeringbahn, und der geplante Simplon-Durchschnitt soll sich schon in 700 Meter Höhe vollziehen. Die Gotthardbahn hat ihren Tunnel in 1150 Meter Höhe und auf 1200 Meter erhebt sich die nach Venz führende Seitenlinie der Brennerbahn. Trotzdem stehen die Alpenbahnen mit ihren flachen Böschungen, ihren gewaltigen Tunnels und ihrer schnellen Fahrzeit technisch auf größerer Höhe als die vielgewundenen, meistens tunnellosen Gebirgsbahnen Amerika's. Bei letzteren war in erster Linie die Geldfrage bestimmend, freilich weist auch die massige breite Form der amerikanischen Gebirgsfetten mehr auf die Uebersteigung, die zernagte Gestalt der älteren Alpen mit ihren steilen Rängen mehr auf die Durchtunnelung hin. —

Kleines Feuilleton.

g. h. Der Philosoph. (Auch eine Fabel). Ein magerer, abgebehter Schimmel lief in einer Fiegelhütte, immer im Kreise, stumpfsinnig mit dem Kopfe nickend. Da bekam er eines Tages einen Gefährten. Der hatte nicht von jung auf in einer Fiegelhütte gedient, er war früher wild umhergelaufen, hatte das freie Leben schätzen gelernt und fühlte sich nun natürlich tief unglücklich. Er begriff gar nicht, wie der andere so ruhig daherlaufen konnte, ohne auch nur einen Muck zu thun, jahraus, jahrein.

„Fühlst du dich nicht sehr unglücklich?“
 „Ich? Wieswegen?“
 „Nun, diese eintönige Beschäftigung.“
 „Ach! Wenn wir den Tag über im Kreis gelaufen sind, können

wir doch wenigstens die Nacht über ruhig schlafen und für unser Futter brauchen wir auch nicht zu sorgen, das bekommen wir ja. Aber nun sieh dir einmal die Menschen an! Die mühen sich auch tagaus, tagein, immer dieselbe stumpfsinnige Beschäftigung, und glaubst du vielleicht, daß die alle Tage satt zu fressen haben, oder, wie wir, die Nächte ruhig schlafen können, wenn sie nicht wissen, wovon sie den nächsten Tag leben sollen? . . . Nein, junger Freund, nie über dich schauen, immer unter dich, dann wirst du dich nicht halb so elend fühlen. —

Theater.

— Dem Berliner realistischen Ensemble“ wurde in Prag die Aufführung von Gerhart Hauptmann's „Die Weber“ verboten.

— Ein patriotisches Stück. Die „M. N. N.“ schreiben: „Die Bearbeitung der drei allegorischen Bilder des Kaisers, mit der Professor Böttner Pfänner zu Thal beauftragt ist, wird ein heroisch-patriotisches Schauspiel werden und den Titel: „Der deutsche St. Michael (St. Michael Germaniae)“ tragen. Es zerfällt in drei Abtheilungen, deren jede sich am Schluß zu einem der Bilder entwickelt und zwar in umgekehrter Reihenfolge, wie sie erschienen sind. Der erste Akt schließt mit dem: Exegi monumentum und behandelt Deutschlands Entwicklung von der Germanenzeit bis zur Machistellung unter Kaiser Wilhelm dem Ersten. Der zweite Akt bringt sodann die Stärke Deutschlands nach innen und die Gewähr des inneren Friedens durch Bürgerthum und Bauernstand zur Anschauung, die Wissenschaft und Kunst, Handel, Industrie und Gewerbe gedeihen lassen (Schlußbild: „Niemand zu Liebe“ zc.), während der dritte Akt Deutschlands Stärke nach außen, also die Kriegsmacht zeigt, welche im Bündniß mit anderen Staaten den äufseren Frieden wahrt und in dem Bilde: „Völker Europa's, wahret Eure heiligsten Güter“ ausklingt. Die Bearbeitung erscheint in etwa 14 Tagen im Druck und wird dann an die Bühnen versandt werden.“ — Wir haben von Herrn Böttner Pfänner zu Thal ein Heftchen gelesen, in dem er ein altes Kirchlein beschreibt. —

Musik.

— Theater des Westens. Zum ersten Male: „A basso porto“ (Am unteren Hasen), neapolitanische Volks-szenen von Goffredo Cognetti; lyrisches Drama von E. Checchi, Musik von Niccolò Spinelli. —

Mit Spinelli ist wieder einer der jungitalienischen Opernstürmer und -Träger bei uns zu Worte gekommen, welcher gleich seinen berühmten und tantienengekrönten Genossen Mascagni und Leoncavallo, seinerzeit durch den für die beste einaktige Oper gestifteten Songogno-Preis an die breite Oberfläche der Oeffentlichkeit gelangte. Aus den neapolitanischen Volks-szenen des Cognetti, deren Lokal-kolorit eine robuste tragische Brutalität ist, wurde für den jungen Maestro ein Libretto entnommen, das unter dem Namen „A basso porto“ („Am unteren Hasen“) alle die realistischen Mittelchen und kostümhaften, dekorativen Behelfe, welche einer längst vergessenen süditalienischen Serenaden- und Dolch-Romanik angehöhen, zu unserm heiteren Erstaunen wiederbringt. Der grausige Geheimbund der Camorra, Rache für verrathenes Liebesglück, Mutterliebe und sentimentale, Meer, Wein und Liebe anäußernde Mandolinensyrit, das unter dem blauesten aller Himmel wild und heiz aufwallende neapolitanische Volksblut — mit diesem Nährzeuge der altitalienischen Oper wird auch „am unteren Hasen“ Mitleid und Furcht, die tragischen Gewalten des Dramas, erzeugt. Bei aller äußeren Lebhaftigkeit bleibt dennoch der Eindruck einer inneren Leere zurück, und die weitläufige Pathetik und der larmoyante Gefühlsüberschwang dieser von wahren Volksthum weit entfernten Theaterfiguren haben auf die mehr als obenhin ergreifende Gestalt der „Mutter Maria“ nichts von der tief wirkenden Einfachheit an sich, die immer ein Zeichen wirklichen Reichthums an künstlerischen Mitteln ist. Diese Temperamentsexplosionen und bis zum obligaten Dolchricht sich zuspizhenden Geschehnisse machen ja, an ihrer Bühnenschlagkraft sich begnügend, auf das Zerfetzungsrecht einer höheren Kritik keinen Anspruch.

In der Partitur Spinelli's vereinigen sich eine vom späteren Verdi und der Pyraeologie Leoncavallo's beeinflusste reiche melodische Ader mit einer Erfindungsgabe, die nicht immer aus erster Hand ist, aber sich von der erbarmungslosen Trivialität italienischer Opernmusik stets freihält. Starker, langer melodischer Athem ist nur in einem Duett des zweiten Aktes zu verspüren, das auch stürmisch zur Wiederholung begehrt wurde. Ein Meister ersten Ranges ist Spinelli im Aufbau großer Ensembles, deren einzelne Gesangsgruppen, von verschiedenen Empfindungen erfüllt, allmählig zu einer gewaltigen Homophonie zusammenrücken, der eine zuweilen hinreichende Theaterwirkung innewohnt. Sein Orchester ist nicht frei von überkünstelten Kombinationen und einer Instrumentation, bei der die ästhetischen Gesetze der Harmoniefolgen Nebensache sind; aber wer das Können und das musikalische Gestaltungsvermögen besitzt, um das, dem 3. Akte vorangehende Intermezzo niederschreiben, erregt für die Zukunft die schönsten Hoffnungen und darf einer warmen und aufrichtigen, wenn auch auch nicht blinden Bewunderung für seine Begabung seitens aller partellosen Unvoreingenommenen sicher sein. Der Vergleich mit seinem Landsmann Puccini drängt sich unabweislich auf, ohne durch „A basso porto“ des einen, noch durch die „Bohème“ des andern zu gunsten oder ungunsten des einen oder andern entschieden werden zu können. Puccini scheint uns das feinere, poetisch düftigere, in der Erfindung vornehmere Talent zu sein, während Spinelli der größere Zug, starke

Leidenschaft, instinktives Erfassen szenischer Effekte auszeichnet. Ungewöhnliche musikalische Dramatiker sind sie beide.

Die Aufführung der Novität gereicht Direktor Morwiz und seinem Personal zur größten Ehre. Die weitgehenden Schwierigkeiten der Partitur wurden von dem, solchen reichen polyphonen Aufgaben sonst ferne stehenden Orchester unter der energischen und geistreichen Leitung des Kapellmeisters Wolfheim in überraschender Weise bewältigt. Unter den Solisten ist Frau Moran Olden (Mutter Maria) mit rückhaltloser Bewunderung zu nennen. Die ausdrucksvolle Betonung und Lebendigkeit in der Durchführung ihrer Intentionen, die Machtfülle ihres warm timbrirten Organs und die Kraft ihrer hochpathetischen Gefühlsdöne schufen eine Gestalt echter tragischer Größe, von der wir ein gut Theil Fel. Triebel gewünscht hätten. In die schöne und wohlgebildete Stimme der jungen Sängerin muß noch eine dramatische Seele kommen, welche die Energie eines feurigen Temperaments auszuatmen vermag. Der „Cecillo“, ein echter Baritonshurke altitalienischer Prägung, wurde von Herrn Lauggert mit großem Stimmvolumen und hervorragender schauspielerischer Kunst dargestellt. Ganz ungenügend war der Tenor Buchwald als „Luigino“, welcher aus der schönen Serenade des 2. Aktes geradezu ein Jammerständchen machte.

— Die Direktion der königlichen Schauspiele hat Leoncavallos „Bodème“ erworben. Das Werk gelangt Ende Januar nächsten Jahres in Anwesenheit des Komponisten zur Aufführung.

Kunst.

— Im alten Museum ist ein neu erworbenes Holbein soeben zur Aufstellung gelangt. Das auf eine Holztafel gemalte Bild stellt einen in den fünfziger Jahren lebenden Mann dar. Es stammt aus der Sammlung des verstorbenen englischen Malers Millais und wurde für einige sechzigtausend Mark erworben.

— In einem Artikel über die Bildergalerie der Königin Christine von Schweden erzählt die „Chronique des Arts“ die Geschichte eines Gemäldes von Correggio, das eine zeitlang im Besitz jener Königin war. Der Gegenstand des Bildes ist: die Ueberraschung der badenden Leda und ihrer Gespielinnen durch Schwäne. Gemalt 1530, wurde das Bild von Herzog Friedrich II. von Mantua dem Kaiser Karl V. angeboten, und Philipp II. ließ es von Italien nach Spanien bringen. Aus Spanien kam es mit dem Bildhauer Leone Leoni wieder nach Italien und wurde 1603 in Mailand vom Grafen Khevenhüller für die Sammlung Kaiser Rudolfs II. angekauft und nach Prag geschafft. Die Schweden entführten es 1648 von hier nach Stockholm, und von da kam es noch einmal nach Italien zurück mit Christine von Schweden, die es dem Kardinal Agolini vermachte. Da dieser noch im nämlichen Jahre starb, ging es in die Hände seines Neffen über, der es an den Fürsten Livio Odescalchi verkaufte. Sodann fiel es dessen Bruder Valassone zu, dem es wiederum der Regent Philipp von Orleans abkaufte. Dessen Sohn, Prinz Louis, bekannt durch seine religiösen Bedenken, ließ den Kopf der Leda, der ihm „gar zu ausdruckslos“ schien, herauschneiden und zerstören. Coppel, der das Bild kaufte, ersetzte den Kopf und verkaufte die „Leda“ an einen Sammler Pasquin, von dem sie Friedrich der Große erwarb. Während der napoleonischen Feldzüge wurde sie von Sanssouci nach Paris gesandt und daselbst ungeschickt restauriert. 1815 nach Berlin zurückgekommen, wurde das Bild noch einmal übermalt und von Schlesinger mit einem neuen Bekatopf ausgestaltet. Dies war seine letzte Wanderung und es befindet sich nun im Berliner Museum.

Aus dem Thierleben.

— Eine Henne des Besitzers Vicqorey in Wybranowo hat, wie das „Wongrow. Kreisblatt“ erzählt, heimlich in einem Roggenfelde zwölf Küchchen ausgebrütet, mit denen sie vor einigen Tagen zum Vorschein kam. Sieben derselben hatten aber ein anderes Aussehen und entpuppten sich als Rebhühner. Die Haushenne hatte da unzweifelhaft ein altes Rebhühnervogel aus dem Neste vertrieben und letzteres selber als Lege- und Brutstätte benützt. Die Rebhühner sind munter, folgen willig der „Stiefmutter“ und suchen unter ihren Flügeln Schutz, der ihnen auch gern gewährt wird.

Geographisches.

— Als der heißeste Punkt der Erde muß „Das Thal des Todes“ in der Wüste Mohava in Amerika — 117 Grad westliche Länge, 36 Grad nördliche Breite — bezeichnet werden. Dieses Thal hat nach keiner Seite einen Ausgang, sondern ist überall von Bergen eingeschlossen, von denen die Ketten des Funeral und Amargoza im Osten eine Höhe von 1500 bis 1800 Metern, die Panamintberge im Westen eine solche von 2400 bis 2700 Metern erreichen, während im Süden ein Felsen von 600 Metern Höhe vorgelagert ist. Barometermessungen haben ergeben, daß die Thalsole 50 Meter unter dem Meeresniveau liegt. Der Name dieses Thales rührt von einer Katastrophe her, welche eine Schaar Emigranten ereilte, indem dieselben dort verdursteten. Die Beobachtungen, welche während eines Sommers in jenem Thale durchgeföhrt wurden, ergaben als mittlere Temperatur des Juli 39 Grad Celsius; das Maximum erreichte oft 50 Grad und an einem Zehntage erreicht das Tagesmittel 49 Grad. Alle diese Temperaturen sind im Schatten gemessen.

Astronomisches.

— Komet D'Arrest. Gegenwärtig steht ein Komet am Morgenhimmel und ist täglich, allerdings nur mit den kräftigsten Fernrohren und nur für kurze Zeit, zu sehen. Es ist der Komet D'Arrest, der, wie die Lickierwarte in Kalifornien meldet, am 28. Juni aufgefunden worden ist. Dieser alle 6½ Jahre wiederkehrende Komet gehört zu den schwächsten Gestirnen dieser Gattung. In seiner letzten Erscheinung war er dadurch merkwürdig, daß sein Ort zwar sehr genau mit der Vorausrechnung stimmte, daß er aber lange Zeit hindurch nicht aufgefunden werden konnte, bis er plötzlich seine Helligkeit steigerte. Er scheint demnach ein Komet zu sein, der sich im Zustande der Auflösung befindet.

Humoristisches.

7. Das kann nich gehen. Einen sonderbaren Brief hat ein Bewohner des Amtsdinger Landes (Oldenburg) an den Lehrer seines Dorfes gerichtet. Als der Biedere nämlich kürzlich am Hebungstage den schweren Gang zum Juraten machte, um Schulumlage zu bezahlen, sah er neben dem Juraten, der die Zahlungen quittierte, den Lehrer des Ortes sitzen, der das Einkassiren der Gelder besorgte. In dem Glauben, daß die ganze Umlage in die Tasche des Lehrers wandere, schrieb der Mann, der „B. Z.“ zufolge, flugs folgenden Brief an den Lehrer:

Sehr geehrter Herr Lehrer!

Ich der unterzeichnete, muß sehr vieles Geld bezahlen für unsere Schule und besonders für Ihnen. Sie haben meine zwei Jungen gut in Zug sie haben Angst, aber so vieles Geld das ist zu viel. Die Jungen waren sonst ja Bosenwiegler sint nun aber ganz fram geworden das Geld ist zu viel. Meine Frau sagt das auch. Ich will das nun noch bezahlen thun aber halt nicht wieter sie verdienen zu viel, ich nich. Das kann nich gehen.

Schachtungsvoll
H. H.

Vermischtes vom Tage.

— Dem Gränerberger Wein ist ein arger Feind in einer kleinen, gelben Raupe mit schwarzem Kopf entstanden, welche während der Blüthezeit die Trauben, besonders die böhmischen, aufsucht und vernichtet. Es giebt Weinbergbesitzer, welche die Hälfte der Trauben und mehr durch diesen Schädling eingebüßt haben. In mancher Traube hat man drei bis vier Raupen gefunden. Dieses Insekt lebt nur während der Blüthezeit sein Fortbewegungswerk aus, während es den abgeblühten Beeren nichts mehr zu schaden vermag.

— Am Sonnabend früh stieß auf dem Dresdener Bahnhof der von Bodenbach einlaufende Zug infolge Versagens der Bremsvorrichtung auf den Tharandter Vorortzug. Sechs Personen wurden leicht verletzt.

— Köln, 3. Juli. Wie die „Kölnische Volkszeitung“ meldet, fand gestern Abend bei Orion auf dem Schlepboot „Näthchen“ eine Kesselexplosion statt, durch welche vier Mann der Besatzung getödtet sein sollen.

— Budapest, 3. Juli. Aus Sanjely, Miskolc, Jzso und Klausenburg lauten Berichte ein über furchtbare Unwetter mit Hagelschlag, welche großen Schaden verursachten. In Jzso wurden sämtliche Wägen weggeschwemmt, der Blitz schlug in den Klosterturm und schmolz das Kupferdach; zahlreiche Hausthiere fielen dem Wetter zum Opfer. In Miskolc sollen zwei St. der vermisst werden. Bei Klausenburg ist der Feldschaden ganz unberechenbar.

— Straßburg, 3. Juli. Aus den verschiedensten Theilen Elsaß-Lothringens laufen Nachrichten über schwere Gewitter mit Hagelschäden ein. In der vergangenen Nacht gingen zwei schwere Gewitter mit Hagelschlag über Straßburg nieder. In Oberhausbergen war der Regen so stark, daß das Wasser in die Häuser einbrang, und Sturm geläutet wurde. Im Canton Buchweiler sind 16 Gemeinden verheert. Nach vorläufiger Berechnung beträgt der Schaden über drei Millionen Mark.

— In Wien erlitten am 1. Juli vier Handwerker und mehrere Soldaten einen Hitzschlag. Von einem Landwehr-Bataillon fielen bei einer Parade vor der Botwofkirche mehr als 20 Mann um.

— Die Ferdinand-Kaserne der Ofener Burg ist zum theil niedergebrannt.

— In Balduinstein a. d. Lahn fiel ein dreijähriger Knabe beim Spielen in die Lahn. Auf sein Geschrei eilte ihm der achtjährige Sohn des Schullehrers zu Hilfe, dabei mußte er aber das Bahngleise überfahren. In demselben Augenblick, als der Knabe über den Bahnlörper lief, fuhr ein Schnellzug aus dem Tunnel und erfaßte den Knaben, dessen Körper durchschnitten wurde. Der ins Wasser gefallene Junge konnte von anderen noch gerettet werden.

— Ein sonderbarer Selbstmord wird aus Paris gemeldet. Die siebzehnjährige Schauspielerin Mathilde L. wollte aus Lebensüberdruß aus dem Dasein scheiden und lud vorgestern vier Kameradinnen zum Frühstück zu sich ein. Sie theilte ihnen ihre Absicht mit. Keine der Freundinnen rieth ihr ab, vielmehr diskutirte man über die beste Art des Selbstmordes, und die Majorität war für Gift. Eine der Freundinnen ging sogar Gift aus einer Apotheke holen. Man bereitete den Todestrank, Mathilde L. goß ihn hinunter und bald darauf fiel sie todt zu Boden.